

Text: Marie-Paule Jungblut

## ***Die unsichtbare Werkstatt der Stadt – billige Arbeit hinter Gittern 1795-1940***

Das Männer- und Frauengefängnis im Grund gehörte lange selbstverständlich zum Stadtbild Luxemburgs – die Arbeit der Inhaftierten blieb jedoch meist unsichtbar. Hinter den Gefängnismauern entstand zwischen der Französischen Revolution und der Zwischenkriegszeit eine kleine Produktionswelt: Schuhe, Stoffe, Körbe oder Kartonagen wurden von Gefangenen hergestellt und gelangten in den Alltag der Stadt.



## Von der Revolution zur Gefängnisarbeit

Wer in Luxemburg den Namen *Tutesall* hört, denkt selten an Gefängnisarbeit. Dabei verbarg sich dahinter ein Schlafsaal der Strafanstalt Neumünster, den Gefangene 1918 selbst errichteten und der später zu einem Arbeitsatelier umfunktioniert wurde. Hier klebten Häftlinge stundenlang Tüten und Kartonagen – dicht gedrängt und unter Bedingungen, die bereits Zeitgenossen kritisierten. Der *Tutesall* steht exemplarisch für eine Arbeit, die offiziell als „nützlich“ galt, in der Praxis jedoch oft an räumlichen und organisatorischen Grenzen scheiterte.

Die Vorstellung, Gefangene arbeiten zu lassen, entstand in Luxemburg mit der Französischen Revolution. Als die Stadt 1795 Teil des *Département des Forêts* wurde, führte die Verwaltung die Gefängnisstrafe als eigenständige Sanktion ein. Strafe sollte nicht länger nur Verwahrung sein. Arbeit galt nun als Mittel zur Disziplinierung, zur moralischen Besserung – und zugleich als Möglichkeit, den Strafvollzug wirtschaftlich nutzbar zu machen.


Die Realität sah zunächst anders aus. Gefangene saßen im damaligen Stadthaus – dem heutigen großherzoglichen Palast –, im „Drei-Türme-Gefängnis“ oder in zwei Gebäuden am Fischmarkt. Die Räume waren eng und feucht und boten keinen Platz für Werkstätten. Auch als das Gefängnis vorübergehend in die ehemalige *Abtei Neumünster* im Grund verlegt wurde, fehlten aus finanziellen Gründen die Mittel für ein Arbeitsatelier.

### Werkstätten im neuen Gefängnis

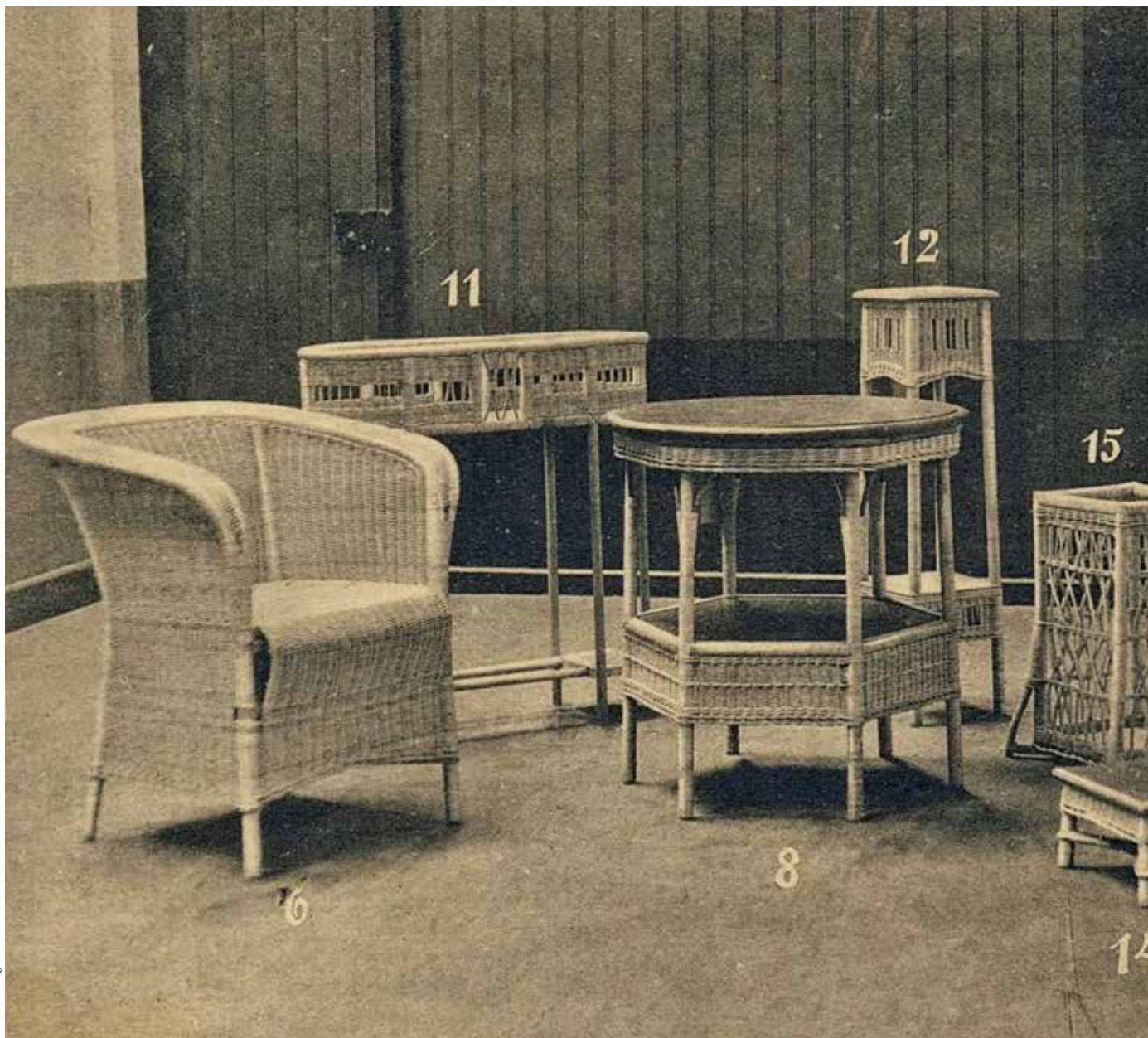
Erst der Neubau der Strafanstalt an Stelle der ehemaligen Garnisonsbäckerei an der Kreuzung in der heutigen rue St Ulric im Grund im Jahr 1809 schuf bessere Voraussetzungen. Es war das erste eigens als Gefängnis geplante Gebäude der Stadt. Die Anlage bot rund 120 Haftplätze und verfügte über eigene Ateliers, in denen Gefangene beschäftigt wurden.

Hier arbeiteten Männer unter anderem als Schuster, während Frauen vor allem Textilarbeiten verrichteten. Ein Rückblick in der Fachzeitschrift *Der Handwerker* vom 18. Januar 1896 erinnerte später daran, dass in der Strafanstalt gefertigte Schuhe früherer Jahrzehnte oft mangelhaft verarbeitet gewesen seien – ein Hinweis auf fehlende Ausbildung und häufig wechselnde Arbeitskräfte.

1843 wurde die Frauenabteilung des Gefängnisses in das *Hospiz St Jean* verlegt. Die Aufsicht übernahmen Franziskanerinnen des Ordens der Heiligen Elisabeth. Die Frauen verrichteten hauptsächlich Näh-, Strick- und Spinnarbeiten sowie Wäschepflege. Diese Tätigkeiten galten als „weiblich angemessen“ und erzielten geringere Erlöse als die Arbeiten der Männer.



Das ehemalige Frauengefängnis  
in Stadtgrund



© Privatsammlung

Mit der Rückverlegung der Männeranstalt nach Neumünster im Jahr 1869 wurde die Gefängnisarbeit stärker organisiert. Der Alltag folgte dem Auburn-System: gemeinsames Arbeiten am Tag, Schweigen als Disziplinierungsmaßnahme und teilweise Einzelhaft in der Nacht. Besonders wichtig wurde die Weberei, in der Gefangene Baumwollstoffe wie Kalikos oder Siamoisen für staatliche Einrichtungen produzierten.

#### Misstände und Produkte

Die Parlamentsdebatten von 1896 geben einen seltenen Einblick in den Alltag der Werkstätten. Im Kartonage-Atelier arbeiteten zeitweise rund hundert Gefangene gleichzeitig. Die Hitze sei drückend gewesen, die Belüftung unzureichend –

und für alle Arbeiter habe nur ein einziger Abort zur Verfügung gestanden.

Auch organisatorische Probleme wurden sichtbar. Große Mengen Papier seien angeschafft und jahrelang ungenutzt auf Dachböden gelagert worden, bis schließlich rund 6.000 Kilogramm mit Verlust verkauft werden mussten. Ebenso scheiterte die Produktion sogenannter „Wiener Stühle“, für die teure Modelle und Gussformen angeschafft worden waren.

Gefängnisarbeit wurde jedoch vor allem dann sichtbar, wenn ihre Produkte im städtischen Alltag auftauchten. Ein Bericht der *Bürger- und Beamten-Zeitung* vom 12. Februar 1901 beschreibt die Werkstätten des Staatsgefängnisses. Dort stellten



Gefängnisarbeit-Produkte aus den 1930er Jahren.

neraldirektor der Justiz, ein besonders leistungsfähiger Gefangener könne bis zu 50 Centimes pro Tag erhalten – bei einem Tagesertrag von etwa 1 Franc. In Frankreich lag der Anteil teilweise nur bei 14 Centimes.

Der *Code pénal* von 1879 regelte die Verteilung des Arbeitsertrags ausdrücklich. Jeder Verurteilte musste die ihm zugewiesene Arbeit verrichten. Ein Teil des Ertrags bildete einen Reservefonds, der bei der Entlassung ausgezahlt werden sollte. Dieser Anteil durfte höchstens vier Zehntel für zu Zuchthaus Verurteilte und drei Zehntel für zu Zwangsarbeit verurteilte Sträflinge betragen; der Rest ging an den Staat.

Nachdem Nicolas-Antoine Ensch die Gefängnisleitung übernommen hatte, galt Gefängnisarbeit in den 1920er Jahren zunehmend als selbstverständlicher Bestandteil des Strafvollzugs. In einer Broschüre von 1926 mit dem Titel *Le travail des détenus* berief sich Ensch auf den britischen Gefängnisreformer John Howard (1726–1790) und dessen Leitsatz: Make the prisoners diligent and they will be honest.

Gefangene Tüten, Pappschachteln und andere Kartonagen her – typische Serienarbeit aus Kleben, Pressen und Stapeln.

Daneben wurden Körbe geflochten, unter anderem für die Champagnerfabrik *Mercier*. Außerdem arbeiteten Gefangene an *Singer*-Nähmaschinen, die über den elektrischen Dynamo der Anstalt betrieben wurden. Dort fertigten sie Hosen und Kleider für die Kleiderfabrik *Charles Jubert* – also nicht nur Arbeiten für den Eigenbedarf, sondern auch Lohnarbeit für private Unternehmen.

### Löhne und Ordnung

Die Bezahlung der Gefangenen blieb gering. In einer Parlamentsdebatte von 1867 erklärte der Ge-

Gefängnisarbeit sollte die Gefangenen beschäftigen, den Tagesablauf strukturieren und die Ordnung der Anstalt sichern.

Gerade diese scheinbare Normalität zeigt, wie sehr sich Gefängnisarbeit verändert hatte: von einem Reformprojekt der Revolution zu einer festen, aber meist unsichtbaren Produktionswelt hinter den Mauern der Stadt.

### Marie-Paule Jungblut

unterrichtet zurzeit Public History am Historischen Institut der Universität Luxemburg und Museologie am museologischen Institut der Universität Lüttich. Sie beschäftigt sich insbesondere mit Formen der Wissensvermittlung, die historische Inhalte spielerisch und unterhaltsam zugleich transportieren.